

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Amerikas tapferster Sohn auf der Flucht.

Von Alexander Stern.

Eine Pfannkuche Ihres Wegs liegt bei. Schweigen!

Erite Überraschung: Das bezeichnete Haus gehört Clarence R. Edwards, kommandierender General der 26. Panzer-Division im Weltkrieg. Allerdings war es zur Zeit unbewohnt, der General war verstorben.

An tausenden Fenstern wachen scharfe Augen, dunkende
Läufe, faßl und schwarz, sind auf den weißen Fled unter
der letzten Bogenlampe gerichtet. Da — fällt ein Schuß?
Braseln die Maschinen los?

Die Beurteilung des Alters einer Frau.

Ron Hildegard G. Tritsch.

Was ist eigentlich Alter? — Besondere Erkennungszeichen des Alters. — Sieh dir die Mutter des Mädchens an, das du heiraten willst! — Hat verlässende Kosmetik überhaupt Zweck?

Wenn wir einen Menschen kennenlernen, so interessiert uns ganz besonders und in fast allen Fällen sein Alter. Diese „Wichtigkeit“ kommt besonders bei Frauen in Betracht. Deren Alter wohl am häufigsten erfragt oder geschätzt wird. Mit dem Schönen ist es jedoch eine eigene Sache! Besonders wiederum bei einer Frau. Ja, selbst ihre eigenen Altersangaben beweisen oft ein wenig und rühmt allen nach, daß sie sich gern für jünger ausgeben, als sie in Wirklichkeit sind. Dagegen gibt sich der Badisch meistens für älter aus, um „voll“ genommen zu werden. Ist das dreißigste Lebensjahr erst erreicht, dann — so sagte ein Spötter — bleibt die älter werdende Frau zumeist „ewig“ dreißig Jahre alt, wenn man sie befragt.

Doch: was ist eigentlich dieses ominöse „Alter“? Eine Frau in den dreißiger Jahren befindet sich auf dem Höhepunkt ihres Lebens. Es ist verständlich, wenn sie dem „ewig“ verweilen möchte — aber ihr Körper pflegt gewöhnlich einen erbarmunglosen „Strich“ durch diese Rechnung zu machen und die Kosmetik muß „berhalten“. In Wirklichkeit wird jedoch nur die Frau älter aussehen und auch innerlich älter werden, die sich Sorgen macht, die Jugendfrische nicht zu wahren verstand und sich vor allem nicht Herz und Gemüth erheilt. Sorgen und Kummer sind schließlich Empfindungen, Gefühle, die sich körperlich auswirken: sie markieren sich als Ranzeln im Gesicht und verändern die Haut! Das heißt, in Wirklichkeit werden die Fettpolsterungen aufgebraucht, verbraucht, die Haut fällt in sich zusammen und bildet dann Falten. Wer frohen Mutes bleibt, sich jugendliche Frische bewahrt und mit einer gewissen Objektivität — die durchaus nicht Gleichgültigkeit ist — durch das Leben und an den Sorgen vorbeigeht, wird nicht runstig und dennoch alt aussehen.

Die Farbe der Haut verrät viel, wenn nicht sogar alles! Das Wangenrot wird dunkler oder blass, weicht schließlich aus und geht in einer gelblichen Färbung über. Das leuchtende, frische, natürliche Rot der Lippen weicht allmählich einer blasseren und dann einer schwach bläulichen durchfärbten Färbung. Ein jugendliches Gemüth ist durchaus die Ursache, diesen Farbwechsel zu verlangsamen, so daß im Alter von 50 Jahren durchaus noch rote Wangen und frische rote Lippen vorhanden sein können. Damit dürfte schon klar werden, daß das Schätzen des Alters bei einer Frau sehr schwer ist, sofern man nach äußerlichen Richtlinien urtheilt. Warum nur bei der Frau? Sie ist zweifelsohne das empfindlichere, tiefer empfindende, gefühlvollere Wesen, während der Mann robuster ist und auf sein Alter in den seltensten Fällen einen besonderen Wert legt.

Außerdem ist zu bedenken, daß manche Menschen schon im Alter von 20 Jahren einen gereizteren, ersten Charakter besitzen, während manche noch mit 30 Jahren kindisch oder gar kindisch sind. Auch das spielt eine Rolle bei der Festbeurteilung. Schließlich dürfen die Schminken und Schmöckemitteln bei einer Frau nicht in Betracht gezogen werden, die doch dazu da sind, ein jüngerer, frischeres Aussehen hervorzubringen und etwaige Alterserscheinungen zu verdecken. Jedenfalls: alt ist, wer sich alt fühlt oder sein Alter bewußt empfindet — mag es das 25. oder schon das 45. Lebensjahr sein! Gerade die Frau liebt es, sehr oft und mit besonderer

Nichts. Die laue Stille des Maitenabends. Velle raschelnd fällt der Brief über die Mauer. Das tapfere Mädchen zieht den Kopf zwischen die Schultern und kühlt davon. Nichts rührt sich.

Wochenlang bewacht die Polizei die Stelle. Kein Mensch
kocht den Brief ab. — Constance ist zu Hause. Alles scheint
geglückt, nur eines hat man vergessen in Rechnung zu ziehen:
daß Charlie A. Lindbergh der populärste Mensch der Ver-
einigten Staaten ist, daß Charlie A. Lindbergh demnächst
heiraten soll, daß hunderte zeilenlangrige Reporter, hunderte
Photographen das Haus umlagern, gierig nach einer Zeile,
gierig nach einem Schnappschuß. Wie leicht kann unter
ihnen der Briefschreiber sein! Der Expreß! Der Mörder!

In der Nacht zu Sonntag, den 26. Mai 1929, wird in der Nähe des Hauses ein Mexikaner festgenommen. Er sieht nicht sehr gut aus. Er sagt, er wäre gekommen, um Lindbergh eine Erfindung ansubiguieren. Zehi macht Oberst Lindberghs Schluss. Man holt den Pflatter. Auf dem Fled wird die Trauung vollzogen. Lindbergh und seine junge Frau klettern ins Flugzeug, fliegen in ihren Doniamond. Der Ozeanbeswinger fliebt vor der Popularität, die seine Schwägerin zu töten droht, flieht — und die Wielen rund um das Haus, die noch gestern schwarz waren vor Menschen, sind heute wieder grün und leer, der Zug der Reporter und Photographen sucht die Spur des Hochzeitsfluges, Lindberghs Haus ist nicht mehr interessant — und Constance Morrow ist in Sicherheit. Das Haus ist einsam, unbemerkte Annäherung unmöglich. Aberdies wird Constance in einer der nächsten Nächte weggebracht.

Seither sind fast zwei Jahre verstrichen. Constance scheint gerettet. Deshalb hat James R. Travers jetzt das Geheimnis gelüftet, warum Lindbergh untermulet gezeigelt hat, warum Amerilas tapferster Sohn floh. Wer Constance den Brief geschrieben hat, den Brief, der mit den Worten beginnt: „Leben Sie und schweigen Sie!“, ist bis heute unbekannt.

Betonung die Worte zu gebrauchen: „Gott! In meinem Alter . . .!“ Das Alter hat an sich durchaus nichts mit dem Leben zu tun, denn man kann, wie angedeutet, mit 20 Jahren alt und mit 60 Jahren „noch“ jung und frisch sein!

Im zweiten Jahrzehnt des Lebens entstehen gewöhnlich die ersten schmerzhaften Faltchen an den Augenlidern, im dritten dann die sogenannten Krähenfüße; die Stirnfalten entstehen im zweiten Viertel des zweiten Lebensjahrzehnts und werden durchschnittlich bis zum 35. Jahre scharfer und tiefer. Längsfalten am Halse oder die Entstehung von zwei Querfalten, die sich halsbandähnlich um den Hals ziehen, sind das Aeußere, das das 50. Lebensjahr zumindest nahe, wenn nicht schon überschritten ist. Selbst das graue Haar gibt keine zuverlässigen Anhaltspunkte, denn manche Frau und mancher Mann hat schon mit 20 Jahren graue Haare. Selbst das feurige Auge schwindet Mitte der dreißiger Jahre, jedoch oft auch schon früher oder gar erst mit 50 oder 60 Jahren! Die Hand und die Haut verlieren an Strahlkraft, Weichheit, Farbtonung, meistens jedoch erst — das heißt normalerweise — nach Beendigung des dritten Jahrzehnts. Die Gelenkigkeit der Glieder, die Körperhaltung, die Elastizität hören bei dem einen früher, bei anderen Menschen erst später auf. Selbst Korpulenz läßt sich erscheinen als Schlaftheit, mit der man gewohnheitsmäßig den Beirath Zuegend zu verbinden pflegt. Unbedachte Lebensweise und geringe Bewegung, sowie große Bequemlichkeiten können die Ursache sein — jedoch sind auch diese Erscheinungen durchaus nicht an ein bestimmtes Alter gebunden. Rasche Kuren zur Beseitigung der unerwünschten Fettpolster können dann sogar oft dazu führen, das eine dreißigjährige Frau trotz ihrer Schlaftheit wie 45 Jahre alt ausseht!

Selbst die Vererbung spielt eine gewisse Rolle! Es gibt Generationen, denen frühes Ergrauen der Haare, Korpulenz, faltenreiches Gesicht, schlaffe Körperhaltung eigen ist, ja, in denen diese Erscheinungen schon in frühem Alter, also oft schon im zweiten Jahrzehnt, aufzutreten pflegen! Aus diesem Grunde rät man heutzutage dazu, dem jungen Bewerber, um eine Schöne zu empfehlen, sich vor dem Eheversprechen genau die Mutter des Mädchens anzusehen! Wie sie aussieht und gestaltet ist, soll auch einst im gleichen Alter das jetzt noch außergewöhnlich schöne und anmutige Mädchen beschaffen sein! Das mag sehr oft stimmen, da in vielen Fällen die elterlichen Lebensgewohnheiten, die in der Jugend anernosen und angewöhnt wurden, übernommen worden sind und außerdem die Beschaffenheit des mütterlichen Blutes ebenfalls eine Rolle spielt. Das „vererbte Körperkapital“, die Anlagen also, kann jedoch durch veränderte Lebensart und andere Lebensbedingungen umgestaltet werden, und das junge Mädchen mit der torpulenten Mutter bleibt auch im 60. Lebensjahre noch eine bewaltige, schlaffe, jugendfrische „alte Dame“!

Rosmetik, Sport, geistige Frische und Gymnastik sind jetzt die Mittel, um zu bleiben. Mögen die angewendeten Kosmetika oft nur Tünche sein, die das wahre Alter verdecken helfen, so haben sie doch sehr oft einen guten Zweck: sie verhelfen gewissermaßen Jüngsein zu längerem Jüngsein! Hinsichtlich der Beurteilung des Alters jedoch wirken sie erschwerend, denn es gibt keine festen Grundlinien oder Richtlinien, um ein Alter genau zu bestimmen. Einzig die Erfahrung gestattet nach hundert, ja tausendfältigen Versuchen eine annähernd genaue Altersbestimmung! Wer sich gleichen eine annähernd genaue Altersbestimmung bewahrt, jedoch immer die natürliche Frische der Jugend bewahrt, wird immer jünger geschätzt werden, als er talenbermäßig ist! Und was hat das physische, talenbermäßige Alter überhaupt zu bedeuten? Eigentlich doch nichts! Maßgebend bleibt immer das Alter des Geistes, des Denkens und des Lebens!

Weisse Blusen.

Wenn wir das Kostüm gerne tragen oder die Zusammenstellung von Rock und Jackett schätzen gelernt haben, werden wir auch die wiedererkennbare Mode der weissen Blusen begrüßen. Wir sind uns zwar einig darüber, daß weisse Blusen wie frisch gefallener Schnee aussehen müssen, wenn sie die Erwartungen erfüllen sollen, die sie versprechen, aber trotzdem werden wir die Reparatur des Wäschens und Bügelns gerne übernehmen, weil sich diese Pflege lohnt.



Oben: Schößbluse aus gewaschenem weissen Baustoff oder Musseline mit dreiviertellangen Ärmeln und Rückverzierungen. Unten: Bluse mit Modestrückerei und Pöhlbaum aus weissen Crêpe de Chine mit kurzen Ärmeln.

Weissen Stoffe können wir über und über mit Lochstickerei bedecken, einen einfachen Schnitt mit kurzen Ärmeln wählen, dem runden Ausschnitt einen rundeckeligen, weichfallenden Kragen aufnähen und alle Ränder mit handgebleichten Picots versehen. Die Sommerbluse wird ein kurzes, über den Rock reichendes Schößchen haben und in der Taille fest gesättet sein. Oder wir nehmen als Grundlage einen weissen indischen Musseline und einen Hemdblusenchnitt. Vorder- und Rückenteil nähen wir mit feinen Bändchen in kleine Faltengruppen, die oben mit ein wenig Smockarbeit gehalten werden. Auch die Ärmel bekommen von der Manschette bis zum Handgelenk eine Faltengruppe, und Manschetten und Umlegekragen werden mit plissierten Rüschen besetzt.

Je feiner der weisse Stoff ist, desto mehr Handarbeit verträgt er — ja, er beansprucht sie sogar. So kann man den einfachsten weissen Stoff und billige Kunst- oder Naturseide zum elegantesten Stoff und zur zartesten Bluse verwandeln, indem man der Blusenmasse oder den Ärmel- und Halsbändern oder den Rüschen feinste, handgearbeitete Seidenpunkte aufsticht. Die Wirkung dieser Verzierung ist gesteigert, als wenn man den ganzen Stoff mit Handarbeit bedecken würde. Das gleiche hübsche Aussehen erzielt man, wenn man den großflächigen Vorder- und Rückenteil einer Bluse durch große Bogen in ein paar kleinere Teile schneidet und diese dann durch Stäbchenhohlnäht wieder zusammensetzt. Wer sich das Zerschneiden und Aneinanderheften nicht traut, kann statt der Hohnäht einen aparten Zierstich in weisser dicker Seide anführen. Geschichten Frauen dürfte es auch nicht schwer fallen, Vorder- und Rückenteil der Bluse in der Mitte entlassend, dicke Füllengruppen zu nähen, die in Andeutung einer Brusttafel in gleicher Höhe eine kleine, gezogene Rüsche aufgesetzt bekommen. Der Umlegekragen zu einer solchen Bluse wird aus glattem, doppeltem Stoff geschnitten und mit einer Rüsche verziert, der gleichen die Ärmel. Benutzt man hierzu weissen Spitzenstoff, dann fällt die Handarbeit weg, und statt dessen wird sie mit hübschen Glasknöpfen ausgestattet. Selbstverständlich wird auch bei allen weissen Blusen die Taille betont.

Die „deutsche Schönheit“ ... die große Weltmode.

Der Sieg der deutschen Frauenschönheit. — Der „deutsche Teint“. — Was französische und englische Schönheitskünstler anerkennen.

Die französischen und englischen Frauen- und Modeschriftsteller bringen in den letzten Monaten eigenartige Zeugnisse für den Sieg der deutschen Frauenschönheit in der Welt. In Amerika haben schon kurz nach dem Kriege die Glorietrotter berichtet, daß den stärksten Eindruck in Deutschland die eleganten und schönen deutschen Frauen hervorriefen. Diese Anschauung hat nunmehr auch in England und sogar in Frankreich allgemeine Verbreitung gefunden. Besonders für Frankreich bedeutet diese Staneswende offenbar eine große Überwindung, denn bis zum Kriege galt die französische Frau als das Ideal der Schönheit. Umso eigenartiger ist es, daß jetzt der „deutsche Teint“, die „deutsche Figur“ und das „deutsche Haar“ in den Moden- und Inseraten der Schönheitsinstitute eine ausschlaggebende Rolle spielen. Es ist aber für den Sieg der deutschen Schönheit maßgebend, denn die Schönheitsinstitute sind geschäftliche Unternehmungen, die ihre Waren nicht in dieser Form anpreisen würden, wenn sie nicht der Auffassung wären, daß sie dadurch viel Käuferinnen finden. Ein Pariser kosmetisches Laboratorium, das sich mit der Herstellung von Hautcremes befaßt, kündigt jüngst an, daß die Frauen mit diesem Fabrikat einen rosigen, edel deutschen Teint erhalten. Als vor einiger Zeit eine deutsche Schönheitskönigin in Paris war, wiesen die Zeitungen auch auf den satten deutschen Teint hin, der auch ohne Schminke und Puder seine großen Schönheiten aufzuweisen habe. Ähnliche Aufzeichnungen findet man auch in englischen und amerikanischen Zeitungen. Auch die deutsche Haarfarbe hat es der Welt angetan, denn Haarfarbstoffe und Haarwuchsfabrikate werden mit dem Hinweis angepriesen, daß man mit ihnen „deutsches Blond“ erzielen könne. Besonders aber wird die deutsche Figur jetzt als schön empfunden. Ein französischer Modeschriftsteller

wies vor einiger Zeit darauf hin, daß die Figur der deutschen Frauen sich in der Nachkriegszeit gewaltig zu ihren Gunsten gewandelt habe. Während früher die „französische Figur“ als die Idealfigur der Frau gegolten habe, werde jetzt in der Welt die deutsche Figur bevorzugt. Die deutschen Frauen sind nicht nur durch ihre sportliche Tätigkeit von edler Schlantheit, sondern sie sind auch, was eine besondere Schönheitsnote sei, hochbeinig und schmalhüftig. Die Französinnen dagegen sind vielfach kurzbeinig. Bei den früheren Moden der langen Röcke kam dieser Mangel nicht zum Ausdruck, weil die Figur dadurch stark verdeckt wurde. Die jetzige Mode der letzten Jahre betone aber das Skelett der Frau, ihren natürlichen Körperbau und dabei zeige sich, wer in Wirklichkeit eine schöne Figur hat und wer nicht. Der Sieg der deutschen Frauenschönheit läßt sich, wie der französische Schriftsteller erklärt, aus den zwei Tatsachen erklären, daß der Sport die gute Anlage der deutschen Frauenfiguren zur Blüte gebracht habe, und daß außerdem, wie bemerkt, die Moden der letzten Jahre die natürlichen Körperformen besonders betone. In zweiter Reihe kommen jetzt in der Bewertung der Schönheit erst die amerikanischen Frauen, die viel Ähnlichkeit mit den deutschen Frauen haben. Der französische Top dagegen habe, darüber könne man sich nicht im unklaren sein, an Wertigkeit in der Welt verloren. Der Schriftsteller trägt die französischen Frauen aber mit dem Hinweis, daß jede Zeit ihren besonderen Geschmack und ihre besonderen Schönheitsanschauungen habe. Eine Frau, die im 18. Jahrhundert als schön galt, wird heute nicht besonders beliebt sein, und umgekehrt würde sicherlich eine heutige Schönheit damals als direkt häßlich gegolten haben. Heute gilt wieder mehr der griechische Frauentyp, und es ist ein besonderes Glück der deutschen Frauen, daß sie diesem ähneln. Es wird aber sicherlich wieder eine Zeit kommen, wo der dunkle und mollige Top der Französin die Herrschaft über die Welt erlangen werde.

Der Jugendfreund.

Der Paradiesvogel-Jäger



Fred Cornwell gehörte zu jenen Menschen, die es vorziehen, einen ererbten Gewinn mit raschem Griff und ohne viel Überlegung anzuschauen, als ihn durch mühsame, langwierige Arbeit zu verdienen. Deshalb begab er sich auch die ehrlichen Berufe keineswegs. Und da die Heimat nicht viel Forderndes mit Hausbesetzen und Taschendiebstahl machte, so zog Cornwell in die Fremde. Ein Jahr lang hatte er sein Heil in südafrikanischen Diamantenminen gesucht, dann aber brachte er in Erschöpfung, daß Paradiesvogeljagd ein viel lohnenderes Geschäft sei, weil sich zu dieser Zeit die eleganten Frauen der ganzen Welt mit den buntschillernden Vogelbälgen die Hüften schmücken ließen. Und so verließ er Afrika und ging nach Neuguinea. Von der Dumboldbai aus gelangte er an den entlegenen Sentani-See, an dessen Ufern er mit verschiedenen Papua-Stämmen in Berührung kam. Da er jedoch keiner einzigen Eingeborenenprache mächtig war, mußte er sich durch Gebärden verständlich machen. Aber die guten Leute, die lieber ihr Leben einsetzten, als ihr streng geheiltes Geheimnis, die Nestplätze der Paradiesvögel, preisgeben wollten, mußten tausend Ausflüchte, um den unheimlichen Fremdling von seinem Vorhaben abzubringen. Erbittert über so viel Hartnäckigkeit drohte Fred Cornwell mit Gewalt. Das war das dümmste, was er tun konnte, denn nun hatte er sein Leben verwirkt.



Die guten Deutschen wählten tausend Ausflüchte, um den Weissen von seinem Vorhaben abzubringen.

Ein alter Häuptling mit einer wilden Daarmähne und einem sottigen Vollbart, in den Oberlippen Ringe von Messingdrabt, erhob sich von seiner gefächerten Matte und erklärte mit Gesten und unverständlichen Worten, daß man nun doch bereit sei, dem Fremden den Aufenhaltsort der Vögel zu zeigen. Die Männer des Stammes standen schweigend auf, gingen zu ihren Hütten und lehrten, geschmückt wie zum Tanz, mit Federn und Blumen im Haar, aber wie in der ganzen Herde ihrer Waffen, der Streifstolben und Lanzen, Bumerangs und Steinbeile, zum Sammelplatz zurück.

Fred Cornwell fand das alles reichlich theatralisch, aber er beruhigte sich in dem Gedanken, daß Menschen eines so tiefstehenden Völkersammes gewiß nur im Banne eines

Exprobt und bewährt!

Farbige Blusen und Kleider müssen stets allein gewaschen werden, niemals mit anderer Wäsche zusammen: die Seife — man benutzt für Wäschstoffe am besten gute, weiche Kernseife — muß vorher aufgelöst werden. Die betreffenden Sachen einzulassen, ist nicht zu raten, auch macht man die Lauge nicht zu scharf, lieber erneuert man das Waschwasser mehrmals. Sehr zu empfehlen ist, etwas Salz beim Waschen und Spülen hinzuzufügen. Sind die Gegenstände sauber, spült man sie öfter, stärkt sie ganz schwach, wringt gut aus, rollt sie zwischen Tüchern und plättet sie, wenn sie noch halbfeucht sind.

Beim „Sonnen“ der Betten lasse man diese nicht von der heißen Sonne beschneien, da die Federn durch die Sonnenhitze austrocknen, dadurch müde und spröde werden und ihre weiche, elastische Beschaffenheit einbüßen. Der Vorteil des Betten-Lüftens besteht vor allen Dingen in der Entfernung der Ausdünstungen des menschlichen Körpers, welche in frischer, kühler Luft, unterstützt durch wiederholtes Klopfen aller Bettstücke, am besten weichen.

Silberfachen und Verzierungen werden bald matt, wenn sie der Luft ausgesetzt werden. Der Glanz kann wiederhergestellt werden, wenn man die Gegenstände in eine starke Lösung Ammoniak und heissem Wasser taucht und dann abreibt.

Kaltflecke verschwinden meistens schon durch Auswaschen in heissem Wasser. Hat in farbigen Stoffen die Farbe geblutet, so müssen die Stellen vorsichtig mit Essig betupft, dann mit reinem Wasser nachgewaschen werden.

Stärkenessig und Salz entfernt Flecke auf Messergarnituren.

Dämonenglaubens so handeln konnten

Schweigend feste sich die Schar unter Führung des Häuptlings in Marsch. Fred Cornwell, das Jagdgewehr über die Schulter gehängt, folgte dem Alten auf den Fersen. Es war ein beschwerlicher Weg. Bis zu den Ästen wartete man zeitweilig im Morast. In dichtem Gewirr sperrten Schlingengewächse den Pfad. Alle Augenblicke mußte das Buschmesser in Tätigkeit treten. Die harte Bürde schwerer duftender Blüten sog in Schwaden durch die Luft. Die watenden Füße gaben ein schmatzendes und rasselndes Geräusch. Schweigend marschierte der Zug der braunen Männer. Endlich, nach stundenlangem Wandern tauchte der grellfarbige demalste und phantastisch geschnittene Siebel eines großen Kulthauses auf. Dort wohnten die Knaben und Jünglinge des Stammes in hölzerner Abgeschlossenheit. Ein Späher hatte sie längst alarmiert, als der Zug näherkam. Lachend und schwapend umringten sie den Weissen, betasteten sein Gewehr und seine Pistolenkassette, und Fred Cornwell mußte wohl oder übel, um ihre Neugier zu befriedigen und sich die Furchen vom Leibe zu halten, eine Probe seiner Schießkunst liefern: Er holte einen Baumstamm herunter. Aber da schlug die heitere Fröhlichkeit in lächen Schreden um. Der Mann mit der Donnerbüchse hatte das heilige Tier getötet! Mit perfertem Leib war es ins Gras gefallen. Laut beulend trugen Männer und Jünglinge das frevelhaft gemordete Tier vor das Kulthaus und legten es vor einem heiligen Stein nieder, in dem der „Dämon der Wüste“ wohnte. In zwei Kreisen, einem engeren und einem weiteren, umringten sie die Gottheit und seinen toten Schlingling und sangen dazu wilde Trauerslieder. Fred Cornwell erkannte mit Entsetzen, was er angerichtet hatte. Eine Welle stand er unschlüssig auf dem Platze. Dann hielt er es für besser sich zu entfernen. Und da es ihm unabweislich erschien, den Weg zurückzugehen, den sie gekommen, so drang er weiter in das Dickicht ein. Zur Vorsicht entführte er die Pistole. Wenn er erst einmal außer Reichweite dieser braunen Teufel sein würde, konnte er sich auch allein auf die Suche nach den Paradiesvögeln machen.

Blötzlich spürte er einen starken Schmerz im Nacken.

Zu seinen Häupten wölbte sich das grüne Dach des Urwaldes, das kaum einen Sonnenstrahl durchließ. Und doch ermüdete die Treibhauswärme gewaltig. Der Sumpf gluckte. Gasblasen schwammen auf den Bächen. Cornwell mußte immer wieder nach den Vianen zu seinen Häupten greifen, um nicht zu versinken. Auf den Luftwurzeln einer Mangrove rubte er sich eine Weile aus und wuschte sich den Schweiß von der Stirn. Da war es ihm, als husche ein Insekt an seinem Ohr vorbei. Aber er sah nichts. Wieder dies Ducken, als ob man durch geprekte Lippen Luft hauchte. Dreimal, viermal, was war das? Er stand auf und sah um sich, sah empor — Es war alles still. Ein großer bunter Schmetterling jagte mit trübem Flügel Schlag von Blüte zu Blüte. Blötzlich spürte er einen kleinen, stechenden Schmerz im Nacken. Wenden? Er langte an den Hals. Da fiel ein kleines, unscheinbares Spinnertierchen zu Boden. Er hob es auf. Es war ein winziger Pfeil, das Geschoss eines Blasrohres. In diesem Entsetzen befiel er vom Fleck. Eine Welle von Pfeilen brauste über ihn her, von allen Seiten, wohin er sich auch wenden mochte. Der Schweiß troff ihm aus allen Poren. Schwindel und Kältegefühl schüttelten ihn. Seine Knie wurden schwach.

Im Kulthaus dröhnten die hölzernen Trommeln. Blumengeschmückt tansten schwarze Teufel und Robolde um den heiligen Stein, auf dem der Kopf eines Weissen lag. Sein Mund war ausgefüllt mit Bälgen buntschillernder Paradiesvögel.

Senkrecht: 1. Halllooy, 2. weiblicher Vorname, 3. einfarbig, 4. männlicher Vorname, 5. italienischer Ballet, 6. Körperhäufigkeit, 7. italienische Münzeinheit, 8. weiblicher Rufname, 9. Heiliger, 10. Teilzahlungen, 11. außerdeutsche Länder, 12. Gefühl aus Schillers "Wallenstein", 13. Fluß in Schleswig, 14. Schweizer Kanton, 15. nördlicher Männername, 16. Insel, 17. deutscher Dichter, 18. venetianische Fürstenträger, 19. Wodder (Wohzahl), 20. Stadt in Belgien, 21. Planet, 22. Jovite wie groß, 23. Pflanze, 24. englische Insel, 25. Oberpriester.

W I N T E R

— — + + — —	Sternbild,
— + + — — —	etwas unerklärliches,
+ — — + — —	quellendes Gefühl,
— — + + — —	große Krebsart,
+ + — — — —	S O M M E R

Man kann unschwer aus „Winter“ „Sommer“ machen, wenn man in jeder der Zwischenstufen die mit + bezeichneten Buchstaben verändert. So daß Wörter von beigefügter Bedeutung entstehen.

Witz — Holz — Foh — Eder — Zenz — Wula — Nhn
 Ede — Nord — Fard — Eide — Eder — Moh
 Eile — April — Erde — Wand — Alm — Moh.

Von jedem Wort ist der Endbuchstabe zu entfernen; vor
n Rest stelle man abdam einen neuen Buchstaben, jedoch
idere Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben, der Reihe
ach abgelesen, eine Erfindung der Neuzeit bezeichnen.

a — al — au — bra — chiff — don —
e — e — e — es — eu — fet — frie —
ge — ge — hi — ig — in — ing — ka —
— kel — kur — li — licht — lon — ma —
— meß — mit — natz — ne — neun —
nich — non — pe — pi — rat — re —
re — re — ri — run — se — sel — sen —
— sen — stop — stolt — sul — taf —
tan — te — te — ter — tew — to —
ve — wer — wich — wool — zäh —
ze — zel.

Aus obigen Silben sind 26 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren dritte von unten nach oben gelesen einen Ausdruck von F. G. Herber ergeben.

Die Wörter bedeuten:

1. Buchstabenrechnung, 2. Klosterfrau, 3. Fisch, 4. männl. Vorname, 5. Geheimchrift, 6. Seidenstoff, 7. Rumbardichter, 8. Fahrzeug, 9. Einzieher, 10. Geiseltalte, 11. Träne, 12. Vorfabt von London, 13. Ruhe, 14. Zeitungsanzeige, 15. norddeutscher Volksstamm, 16. Stadt im Rheinland, 17. Waffentod, 18. Verwandte, 19. Gelangskud, 20. europäische Hauptstadt, 21. Marienfest, 22. griechischer Philosoph, 23. türkischer Herrscher, 24. Gemäse, 25. Verichluß, 26. Frucht.

Der Krieger liebt's,
Die Rinne gibt's,
Beim Plarrer nennt man's Sfründe;
Und der Tod ist's für die Sünde.

Streuwort-Rästel: Beagerecht: 1. Reile, 5. Leo, 7. Sol,
9. Tag, 11. Meer, 13. Reich, 16. Holz, 18. Weis, 20. Les,
22. Huber, 23. Tau, 25. Rua, 27. Rages, 29. Ate, 30. Dame,
32. Rohr, 34. Heim, 35. Neme, 36. Ger, 38. Kar, 39. Del,
40. Stamm. Senkrecht: 2. Ell, 3. Lot, 4. Theo, 6. Joel,
8. Orio, 10. Aber, 12. Ebe, 14. R, 15. Stube, 17. Junge,
18. Meier, 19. Bubel, 21. Emu, 24. Art, 26. Rbe, 27. Amme,
28. Sofa, 29. Krim, 31. Rige, 33. Ders, 37. Rot, 38. Alm.
Närrische Inschrift: „Viele Wege führen nach Rom!“
Das Schiff: Tre (ier), Gatte, Fregatte. — **Silben-Rästel:**
1. Gurendie, 2. Semexer, 3. Zehndorf, 4. Ingwer, 5. Edda,
6. Wolbau, 7. Tagette, 8. Daumen, 9. Erikon, 10. Mostli
11. Eber, 12. Duplifat, 13. Beobacht, 14. Clau, 15. Raga, 16.
Reihau, 17. Almanach, 18. Reikromant, 19. Neurole, 20. Degen.
Es ziemt dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten.
Rätseltes Quadrat: 1. Auge, 2. Ufer, 3. Weib, 4. Erde.

Lüftigen Luf.



Fruchtbar.

— und dies, lieber Onkel, ist eine kubistische Land-
schaft!"
"O ja, das muß ja auf Cuba furchtbar sein!"

„Du interessierst Dich aber auch für nichts mehr, was mich angeht“, klagte die junge Gartin.
„Wie kannst Du das bloß sagen?“, protestierte er. „Die ganze letzte Nacht habe ich mit den Kaut darüber verbrochen, was Du gestern in den Pudding getan hast.“

„Was macht denn Mc O'Brien?"

„Oh, der ist sehr beschäftigt, er spielt die Grammophon-
musik für die Tanzgesellschaft, die er heute Abend gibt.“

Der Junggeselle hatte sein Diner beendet und klingelte nach seinem Diener. „Franz“, begann er, „im Schreibtisch stehen —“

„Guten Herr“, rief der Diener ein.

„So?“, fragte der Herr übermäßig. „Wie landest Du sie?“
„Ausgeschlossen, Herr.“



Der Wunderglaube.

ab. — „Onkel, gib mir doch von deinem Haarmuchsmittel was
ab, — meine Zahnbürste ist beinahe faß.“

Frühling. „Aber Viehstiel, du brauchst schon wieder Geld? Ich habe dir doch gestern erst zwanzig Mark gegeben!“
„Männer, ich habe mir doch einen Frühlingshut gekauft!“
„Ach ihr Frauen, daß euch doch immer das Geld gleich zu Kopfe steigt!“ (Palling Show.)

Herr Knöpple führt den Besuch durch seine neue Zweieinhalbzimmerwohnung. Und das hier ist mein Rußs-
s-immer!“, öffnet er eine Tür.

„Ja, aber hier hört man am besten, wenn die Mieter nebenan Grammophon spielen!“, erklärt Herr Anönitz. (Rebelpaßier.)

Die Männer wissen überhaupt nicht, was Gilda ist, denn sie verheiratet sind!"
Ja aber dann ist es zu spät!" (Tibens Lüge)



Weiß: Ka8, Dt2, Lc5, Sd8, Bc4, c6, d3, g3.
 Schwarz: Ke5, Ta1, Lb8, h1, Sg2, g5, Ba7, f6, g7.
 Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kg7, Df8, Se6, g5 Bf2
 Schwarz: Ke5, Tc4, Sd2 Bc5
 Matt in 2 Zügen.

Jedes Schachspielen ist im Grunde genommen ein Blindspielen, sagt Großmeister Mieses in seiner schachpsychologischen Skizze. Worin besteht denn das Wesen des Kombinierens? Doch nur darin, daß man sich eine Position vorstellt, die erst nach einer Reihe von Zügen entsteht und sich dabei die Frage vorlegt: Ist diese Stellung, die ich mit Hilfe meiner plastischen Vorstellungskraft vor mir sehe, eine für mich günstige oder ungünstige. Der ungeübte oder unbegabte Spieler wird nun hierbei die Erfahrung machen, daß seine Phantasie nicht ausreicht, um ihm ein klares Bild der schon nach wenigen Zügen sich ergebenden Stellungen zu zeigen, während der Meister unter Umständen zehn, zwölf und noch mehr Züge weit „rechnet“. Jeder gute Spieler besitzt also bis zu einem gewissen Grade die zum Blindspielen wichtigste Eigenschaft, das visuelle Gedächtnis. Während aber der am Brett Spielende stets die Position vor sich stehen hat, von der aus seine Kombinationen beginnen, ist der Blindspieler genötigt sich diese Ausgangsstellung immer wieder im Geiste zu rekonstruieren. Diese Mehrbelastung der Phantasie ist der Hauptgrund, warum das Blindspielen so schwierig, anstrengend und zeitraubend ist. Da das Blindspielen zum größten Teil eine Funktion des visuellen Gedächtnisses ist, so werden begreiflicherweise solche Stellungen dem Blindspieler am sympathischsten sein, welche die Phantasie anregen, indem sie zu lebhaften Kombinationen Gelegenheit bieten oder charakteristische Merkmale enthalten. Irrig ist daher die bei Nichtsachverständigen häufig vorkommende Ansicht, man könne den Blindspieler durch theoriwidrige, bizarre Züge aus dem Konzept bringen. Gerade das Gegenteil ist der Fall, eine derartig behandelte Eröffnung prägt sich dem Gedächtnis ganz besonders scharf ein. Wenn dagegen die Eröffnungen in mehreren Partien einen sehr ähnlichen Verlauf genommen haben, so bereitet es meist große Mühe, sie auseinander zu halten. Schwierig für den Blindspielenden sind ferner Endspiele, in denen eine gewisse Monotonie vorherrscht, z. B. die reinen Bauernendspiele oder Positionen, in denen nur die Damen und Bauern vorhanden sind.

Zu welcher Ausbildung die Kunstfertigkeit des Gedächtnisspiels gebracht werden kann, zeigt die folgende Partie, die in Leningrad von beiden Gegnern ohne Ansicht des Schachbrettes gespielt worden ist.

Partie Nr. 19. Zweispringerspiel.

Weiß: Arnold; Schwarz: Tschigorin.

1. e4—e5, 2. Sf3—Se6, 3. Lc4—Sf6, 4. Sg5—d5, 5. e x d5—Se5, 6. Lb5+—c6, 7. d x c6—b x c6, 8. Le2—b6, 9. Lf3—c4, 10. Se5—Dc7, 11. f4—Ld6, 12. Ld4—0-0, 13. 0-0—c4, 14. c3—Tb8. Um die Entwicklung des feindlichen Damenläufers zu hindern und den Turm ins Spiel zu bringen 15. Sa3. Dieser Zug ist unvorteilhaft, wie sich bald erweist. 15. ... cxd4, 16. Sh5—Txh5. Dieses durchaus korrekte Qualitätsoffer hatte Weiß offenbar nicht erwartet. 17. L x b5—Db6. Die Dame greift den Läufer an und gleichzeitig droht Abzugschach. 18. a4—d3+, 19. Khl—a6, 20. Sc4—S x c4, 21. L x c4—Lg4. Ein wichtiger Zug, der die Stellung des Mittelbauern erheblich verstärkt. 22. a5—Da7, 23. Da4. Beaser war Del. in der Absicht, im geeigneten Augenblick die Qualität wieder preiszugeben. 23. ... Le2, 24. Tel—Sg4. Jetzt droht das erstickte Matt. 25. h3—Df2, 26. Ld2—Lc5, 27. L x f7+. Ein letzter Versuch! 27. ... Tx f7, 28. De8+—Kh7, 29. D x f7. Schwarz kündigt matt in drei Zügen an! 29. ... D x g2+. 30. K x g2—Lg3+, 31. Kf1 oder g3—Sh2 oder Ld3++.

Haus, Hof und Garten.

Des Gärtners Tagewerk im Mai.

Nun ist die freud- und wonnereichste Zeit des Jahres gekommen. Wald und Flur erglänzen in dem zarten, jungfräulichen Grün und lassen die Landschaft in einer wunderbaren Farbenpracht, von goldenem Sonnenschein umflutet, und durchwirkt von unermesslichem Blütenflor, erheben. Ein Bild unendlicher Fülle, märchenhafter Pracht und Zaubers. Alles um uns blüht und prangt, duftet, jubelt und freut sich im beseligenden Gefühl der Liebe.

Jetzt gilt es den bestellten Garten zu besorgen und pflegen, die jungen Pflanzen in ihrem Wachstum zu fördern, damit sie erkranken und widerstandsfähig gegen Krankheiten und Schädlinge werden.

Im Obstgarten macht sich bereits eine starke Abnahme der Winterfeuchtigkeit im Boden bemerkbar. Bäume und Beerensträucher sind daher reichlich zu bewässern. Jedem Baum werden je nach Größe und Alter 4 bis 6 Gießkannen Wasser gegeben. Dann genügt der Vorrat auf etwa vier Wochen. Bei jungen Bepflanzungen sind die Verbände, um ein zu starkes Einschnitten zu vermeiden, zu lockern oder ganz zu lösen. Horn- und Spalterobst wird zum erstenmal gespritzt. An den Weinstöcken sind die überflüssigen Triebe zu beseitigen und die Fruchttrauben auf drei Blätter zu kürzen. Schädlinge werden überall eifrig bekämpft.

Im Gemüsegarten wird bereits das erste Gemüse, frühe Erbsen, Karotten, Spinat und Radieschen geerntet. Zur Förderung ihrer Entwicklung müssen junge Saaten und Pflanzen fleißig gejätet und gebügelt werden. Zu dicht aufgegangene Sämlinge sind dabei zu vereinzeln. Das Sädeln erhält dem Boden die Feuchtigkeit und erschließt ihm den Zutritt von Wasser, Luft und Wärme. Bei anhaltender Trockenheit sollte man die Pflanzen reichlich mit dem Röhre alle drei bis vier Tage gießen und die heißen Stellen mit kurzem Mist usw. abdecken. Ab und zu kann ein Düngerguss verabfolgt werden. Man vermeide dabei Jauche, da sie dem Gemüse einen unangenehmen Beigeschmack gibt und seine Haltbarkeit bedeutend herabsetzt.

Auszu säen sind noch für den Herbst und Winterbedarf: Oberturktrabi, Wintertrabi, Kopfsalat, Endivien, Gelberüben und Wintertüpfel. Sobald der Boden gut durchge-

wärmt ist, werden die wärmebedürftigen Busch- und Stangenbohnen, sowie Gurken und Kürbisse gesät.

Auszu pflanzen sind die in Töpfen oder Mistbeeten angesetzten Tomaten, Gurken, Kürbisse, ferner Neuseeländer Spinat und Artischocken.

Für den Verbrauch im Herbst und Winter werden jetzt schon gepflanzt: die verschiedenen späten Kohlsorten, ferner Kopfsalat, Endivien und endlich Sellerie, sowie Lauch. Frühkartoffeln sind zu häufeln und bei drohenden Nachtfrösten mit Laub zu decken. Auch die frostempfindlichen Bohnen, Tomaten, Gurken und Dahlien sollte man nicht veräumen mit Tüchern zu bedecken oder durch Überstülpen von Blumentöpfen bei Kälte zu schützen.

Im Blumenarten sind die Frühjahrsblüher bereits verweilt. Sie werden daher abgeräumt. Blumenwiebeln läßt man abtrocknen und hebt sie an einem luftigen Ort auf. Sonnige Beete werden mit Pelargonien, Verbänen, Deliotrop, Asters und Lobelien, halbhartige mit immerblühenden Begonien, sowie Knollenbegonien, Petunien und Fuchsen bepflanzt. Ferner sind Dahlien, Gladiolen und Montbretien zu setzen.

Alle Topf- und Kübelpflanzen werden nach genügender Abhärtung allmählich an die Sonne gewöhnt und auf ihre Bestimmungsorte gebracht. Dabei ist zu beachten, daß der Oleander einen Stand in greller Sonne erhält. Je früher sich seine Triebe entwickeln, desto sicherer ist ein Blüten seiner Knospen zu erwarten. Vorjährige Knospen blühen nur selten auf; sie fallen meist vorzeitig ab. Kakteen können Ende des Monats ins Freie gebracht werden. Blühende Pflanzen sind gegen anhaltenden Regen zu schützen.

Balkonkasten und Ampeln werden neu bepflanzt. Da die alte Erde verbraucht und auch teilweise sauer ist, muß unbedingt neue, recht nahrhafte Erde zur Füllung verwendet werden.

Frühblühende Ziersträucher wie Mandelbäumchen, Flieder, Spiräen u. a. sollten alsbald nach der Blüte bis auf drei oder vier Knospen zurückgeschnitten werden, da nach der Blüte sofort der neue Trieb beginnt. Unterbleibt der Rückschnitt, dann blühen die Sträucher im nächsten Jahre nur mangelhaft.

Bodenpflege während des Frühjahr.

I. Die oberflächliche Bodenlockerung.

Ein altes Gärtnerwort lautet: „Mit der Hacke siebt man die Pflanzen groß.“ Das will besagen, daß man nicht oft genug die Hacke gebrauchen kann, um die Oberfläche des Bodens zu lockern. Das ist unbedingt nötig, um die Entwicklung der jungen Pflanzen rasch zu fördern. Sobald der Boden nach einem Regen oder infolge des Gießens verkrustet, vermag die Luft und mit ihr der Sauerstoff nicht mehr einzudringen. Dadurch werden aber die Bodenbakterien in ihrer Tätigkeit, den Wurzeln Nahrung zuzuführen, behindert. Das Wachstum der Pflanzen muß daher stocken. Anders nach der Auflockerung des Bodens, die eine ununterbrochene Durchlüftung ermöglicht. Zum anderen schützt die Lockerung den Boden vor zu raschem Austrocknen. Die Feuchtigkeit kann nicht bis zur Oberfläche steigen und hier verdunsten, weil die Verbindungsweg nach oben durch die gelockerte Schicht unterbrochen sind. Sie kommt also in vollem Maße der Pflanze zugute. Wer fleißig hackt, ist des vielen Gießens entbehrlich. Mit dem Hacken wird das aufsteigende Unkraut beseitigt, das den jungen Pflanzen andernfalls bald Nahrung, Licht und Raum streitig machen würde.

Allerdings muß die Bodenlockerung in der richtigen Weise ausgeführt werden, sonst kann sie mehr Schaden anrichten, als sie nützt. Es darf nur ganz flach gehackt werden, so daß nur die Kruste zerstört wird. Bei gut gepflegtem und nicht allzu schweren Boden wird es ein leichtes sein, die Kruste mit einem eisernen Rechen zu zertrümmern. Immer muß aber darauf Bedacht genommen werden, daß man die Wurzeln der Pflanzen nicht verletzt.

II. Das Anhäufeln der Gemüsepflanzen.

Es ist dies eine bekannte Maßnahme, die durchweg bei Kartoffeln angewandt wird, um den Knollenanfang zu erhöhen. Auch bei unsern Kohlgeräten, wie Blumenkohl, Wirsing, Weiß- und Rotkraut, außerdem Erbsen und Bohnen wird sie vielfach durchgeführt. Man bezweckt damit, den Pflanzen bei ihrer weiteren Entwicklung einen besseren Halt zu geben. Gleichzeitig aber wird der mit Erde behäufelte Stengelteil veranlaßt, neue Wurzeln zu bilden. Die Zulieferung von Wasser und Nahrung wird dadurch erhöht und das Wachstum gefördert. Bei geneigtem Gelände vermag die Anhäufelung, wenn sie in entgegengesetzter Richtung der schrägen Bodenschicht angelegt wird, Regen und Gießwasser vor dem Abfließen zu hindern.

Von Wichtigkeit ist der Zeitpunkt des Anhäufelns. Geschieht es zu früh, dann können leicht Wachstumsstörungen eintreten. Bei zu spätem Anhäufeln hat der Stengel die Fähigkeit verloren, noch Wurzeln zu bilden. Erbsen und Bohnen sind zu häufeln, wenn sie etwa 10 Zentimeter hoch

geblieben sind. Die erwähnten Kohlgeräten werden erst etwa 4 bis 5 Wochen nach dem Pflanzen gehäufelt, je nach dem sie erkräftigt sind. Das Anhäufeln kann übrigens auch wiederholt werden, bis die Erde dicht über die Blätter zu liegen kommt.

III. Das Bewässern der Gemüsepflanzen.

Im allgemeinen sollte nur bei anhaltender Trockenheit im Garten gegossen werden, um lediglich die Pflanzen zu erhalten. Auch hier muß Maß und Ziel geübt werden. Man mache sich zum Grundsat: Es ist entschieden vorteilhafter für die Pflanzen, wenn sie in Zwischenpausen von 3 bis 4 Tagen nur einmal, dafür aber reichlich und durchdringend gegossen werden, als sie Tag für Tag nur oberflächlich zu bewässern. Allerdings gibt es feuchtheitliebende Pflanzen, wie z. B. Blumenkohl, Kohlraben, Kopfsalat u. a., die sich nur bei regelmäßiger Bewässerung rasch zu unserer Zufriedenheit entwickeln, hart und wohlschmeckend werden. Sommerrettiche, Radieschen und Kohlraben werden holsig, wenn sie lange trocken stehen. Daher müssen diese Pflanzen öfter gegossen werden als viele andere.

Regenwasser eignet sich am besten zum Gießen. Auch Wasser aus Bächen und Teichen ist recht brauchbar; Wasser aus einer Leitung sollte stets vor der Benützung Lufttemperatur angenommen haben, weil es sonst zu kalt ist. Am schnellsten geschieht dies, wenn eine Gießkanne voll Wasser einige Zeit in der Sonne steht.

Im Frühjahr, solange die Nächte noch recht kühl sind, darf nur in den Morgenstunden gegossen werden, weil durch den angefeuchteten Boden sonst in der folgenden Nacht eine noch stärkere Abkühlung stattfinden würde. Meist ist auch am Morgen ein wiederholtes Gießen nicht nötig, da der Boden noch genügend Feuchtigkeit birgt. Dagegen sind während des Sommers die Abendstunden die geeignetste Zeit dazu. Das Wasser kann dann vollständig in den Boden eindringen und kommt, ohne viel zu verdunsten, voll und ganz der Pflanze zugute.

Beim Gießen selbst werden zuweilen grobe Fehler gemacht, wobei große Mengen Wasser unnütz vergeudet werden. Es ist selbstverständlich, daß die Sämlinge auf dem Saatbeete nur mit einer feinen Brause deren Mündung hoch gehalten werden muß, gegossen werden dürfen. Dagegen sind frisch gesetzte Pflanzen nur mit möglichst tief gedanktem Röhre zu bewässern. Vorher macht man um die Pflanzen eine tellerförmige Vertiefung zur Aufnahme des Wassers. Um ein rasches Austrocknen und vor allem ein Verkrusten des Bodens zu vermeiden, ist es ratsam, die angefeuchteten Stellen mit kurzem Mist, Torfmull oder auch Erde zu bedecken.

Gemüsebau.

Die Gurke, das verwöhnte Kind des Südens.

Witruer hat es seine Schwierigkeiten, die aus den südlichen Ländern stammenden Pflanzen bei uns im Freien zu kultivieren. Hinderlich im Wege steht meistens, daß sie sich oft trotz schon Jahrhunderte langem Anbau infolge ihres Wärmebedürfnisses nicht an unser raues Klima gewöhnen wollen. Diese Pflanzen bleiben immer, wie Gurke, Melone, Bohne u. a. die verwöhnten Kinder des Südens, deren Bepflanzung so weit geht, daß sie noch nicht einmal einen gelinden Reiz ertragen können. Ja, die Gurke ist so wärmebedürftig, daß sie erst bei 15 Grad Bodentemperatur keimt und gegen niedere Temperaturen so empfindlich, daß ihre Wurzeln bei vier bis fünf Grad Bodentemperatur ihre Tätigkeit einstellen und infolgedessen die Blätter welken. Alle Verluste, den Gurken durch allmähliche Abhärtung ihre Empfindlichkeit abzugewöhnen, schlagen bisher fehl. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als die Gurken im Warmhäusern oder in warmen Mistbeeten zu kultivieren, wo sie in der fast gleichbleibenden sommerlichen Wärme und der feuchten Luft prächtig gedeihen. Wer jedoch die Gurken im Freien anbauen will, muß damit warten, bis Boden und Luft die ihr

zusagende Wärme besitzen. Eine Aussaat kann daher erst in der zweiten Hälfte des Monats Mai stattfinden. Immerhin kann man einen Vorprung von zwei bis drei Wochen gewinnen, wenn man die Gurken in kleinen Töpfen im Zimmer oder Mistbeet vorkultiviert und die Sämlinge Ende Mai unter Schonung des Wurzelballens ins Freie pflanzt. Zu einem erfolgreichen Anbau ist ein recht nahrhafter, lockerer Boden in sonniger, milder Lage erforderlich. Früher frohger Standdünge taugt für die Gurken nicht, selbst wenn er schon im Herbst untergebracht ist. Das Gurkenbeet darf nur mit verrottetem Mist gedüngt werden. Am besten laßt den Gurken noch eine verrottete Komposterde zu. Das Land muß im Herbst recht tief gelockert werden und bleibt in rauher Scholle liegen. Dann braucht es im Frühjahr kurz vor der Aussaat nur flach durchgehackt und eingeebnet zu werden. Man pflanzt Gurken in 1,50 Meter von einander entfernten Rillen, die mit der Hacke etwa 15 Zentimeter tief gezogen und mit guter Komposterde ausgefüllt werden, zu legen. Rasch ist die Rillen von Osten nach Westen zu richten und die ausgelebene Erde an den Nordrand der Rillen als kleinen Wall anzuhäufeln zum Schutz gegen kalte Nordwinde. In die Komposterde drückt man drei bis fünf Samenkerne nebeneinander, jede Gruppe 20 bis 25 Zenti-

meter entfernt. Um den Boden feucht zu halten und vor dem Verschlämmen durch starken Regen zu schützen, sollte man die Rillen mit kurzem Mist oder Torf bedecken. Wenn die Pflänzchen über der Erde erscheinen, wird diese Decke entfernt.

In nassem, kaltem und schweren Boden ist die Säugkultur angebracht. Die Gurke in der Mitte des Gurkenbeetes ist hier mindestens 30 Zentimeter tief auszuheben. Im Mai wird sie mit frischem Pferdemist, der gut verteilt und festgetreten wird, ausgefüllt. Darüber kommt gute Garten- oder Komposterde, die zu kleinen Hügelchen angehäufelt wird. Auf diese werden die vorkultivierten Sämlinge ausgepflanzt oder die Samen gesät. Die Düngerunterlage erwärmt die Pflanzen, so daß sie in dem nassten Boden gedeihen können.

Wichtig für das Wachstum der Gurken ist eine reichliche Bewässerung an heißen Tagen und bei anhaltender Trockenheit. Jedoch darf nur mit abgefehltem Wasser und niemals dabei der untere Teil des Stengels gegossen werden, da sonst leicht Stammfäule entstehen kann. Sobald die Pflanzen etwa 15 Zentimeter hoch geblieben sind, werden sie angehäufelt.

Jede Gurkengattung hat ihre Kollsorten, die man beim Anbau berücksichtigen sollte. Sonstige empfehlenswerte Sorten fürs freie Land sind: „Sachsenhäuser Mittellänge“, „Lange, grüne Schlangen“, sowie die „Chinesische grünblühenden Schlangen“ und die „Japanische Klettergurke“, die, an kleinen Holzspalieren gezogen, bei früher Aussaat eine reiche Ernte bringt.

Obstbau.

Wissenswertes über die Pflege frisch gepflanzter Bäume.

Wollen frisch gepflanzte Bäume nicht austreiben, so sollte man sie aus dem Boden nehmen. Die braun gewordenen Schnittflächen der Wurzeln sind mit einem scharfen Messer wegzuschneiden. Die Wurzeln werden etwa 24 Stunden lang in Wasser gestellt. Dann pflanzt man den Baum wieder. Man benutzt dazu vorteilhaft einen trübigen, regnerischen Tag, damit die Wurzeln nicht durch die heißen Sonnenstrahlen geschädigt werden. Der Ausfüller mischt man zwei bis drei Hände voll Torfmull bei, falls dies nicht schon bei dem ersten Pflanzen geschehen ist. Nach dem Setzen müssen die Wurzeln auf angefeuchtete Erde, damit sie allseitig von Erde umgeben sind. Dann wird die Baumstämme eingeebnet. Gesichert ist das Austreiben, wenn die Baumstämme mit kurzem Mist, der die Feuchtigkeit im Boden vor zu raschem Verdunsten schützt, abgedeckt wird. Geschieht dies nicht, dann bekommt namentlich bei heißer, trockener Witterung der Boden bald Risse und verkrustet infolge des Gießens. Nur zu rasch verdunstet das zugeführte Wasser durch die entstandenen Sprünge. Später kann das Wasser einfach auf die Mistdecke gegossen werden. Es dringt rasch durch den Belag und wird sofort von der lockeren Erde aufgenommen. Dabei laugt das Wasser eine Menge Nährstoffe des Mistes aus und führt sie den neuentstandenen Wurzeln zu. In den meisten Fällen schlägt dann der Baum schon nach kurzer Zeit wieder aus.

Keineswegs sollte man die jungen Triebe, die bei frisch gepflanzten Bäumen aus dem Stamm und selbst aus den Wurzeln kommen, beseitigen in der Meinung, sie würden der Krone durch Entziehung der Nahrung schaden. Das ist nur bei Bäumen, die stark im Wachstum sind, der Fall. Die Blätter der Ausschläge nützen vielmehr dadurch, daß sie die von den Wurzeln aufgenommenen rohen Nährstoffe verarbeiten helfen. Diese erwähnten Austriebe sollte man daher ohne Bedenken dem Baum belassen und erst im zweiten Jahre beseitigen. Bei Bäumen mit schwachen Stämmen kann man sie sogar noch über diese Zeit hinaus stehen lassen; Sie kräftigen entschieden den Stamm, so daß er späterhin um so besser die Krone tragen kann.

Dem frisch gepflanzten Baum sollte man im ersten Jahre keine Früchte belassen. Er braucht alle Kraft und Nahrung zum Aufbau von Wurzel und Krone. Es entsteht nur die Frage, ob man aus diesem Grunde den Baum zum Blühen kommen lassen soll oder nicht. Falsch wäre es, schon die Blütenknospen zu entfernen, da bei dieser Gelegenheit auch noch eine Anzahl Holzknospen zu Fall kommen, also wertvolles Baumaterial verloren gehen würde. Darum ist es entschieden besser, frisch gepflanzte Bäume ruhig verblühen zu lassen und dann die angelegten Früchtchen mit einem scharfen Messer oder einer Schere wegzuschneiden. Bei Zwergobst tut man im Interesse des Baumes gut, wenn man auch noch im zweiten Jahre die Früchte beseitigen unterdrückt, oder höchstens nur ein bis zwei Früchte zur Reife kommen läßt.

Tief pflanzen und säen.

Tief pflanzen und säen, das muß in dieser Zeit überhaupt die Leitregel der Bewirtschaftung des Gemüsegartens sein. Womit durchaus nicht gesagt sein soll, daß diese Regel nicht auch sonst ihre Berechtigung hat; denn sparen ist zu jeder Zeit ein nützliches Unternehmen.

Natürlich soll alles auch „nach unten hin“ eine Grenze haben. Der Samen, die Pfahlwurzel vertragen viel größere Tiefen, als gemeinlich angenommen wird. So liegt unbedingt der Samen von Kohl, Kohlrabi, Stielrüben bei zwei bis drei Zentimeter am günstigsten, und die Bohnen, die in Gärtnereisen allgemein als so luftungrig verschrien sind, geben bei vier bis fünf Zentimeter Tiefe ihre günstigen Erträge.

Was für das Saatgut gilt, gilt vielfach auch für die Pflanzung. Unendlich viele begehen den Fehler, die Saatfurchen lange aufzulassen, infolgedessen sie innen abtrocknen und den Samen dursten lassen. Der kluge Gärtner deckt sie so schnell wie möglich zu. Er gewinnt oft Tage damit. Aber auch die Pflänzlinge sollen in feuchtem Erdreich kommen. Besonders gilt das für alle Kohlarten, deren Wasserbedürfnis außerordentlich groß ist und, soll der Ertrag gut sein, befriedigt werden muß. Der kluge Pflanzler vermeidet daher auch das Setzen in das staubtrockene Erdreich, das oft schon nach wenigen Sonnentagen obenauf liegt. Er steckt es mit der Breithacke von der Pflanzstelle fort und pflanzt dann erst in den feuchten Untergrund.

Sommerblumen, die in diesem Monat gleich an Ort und Stelle auszusäen sind, verlangen zu ihrem Gedeihen einen lockeren, nahrhaften und anfeuchtend feuchten Boden und eine recht sonnige Lage. Es kommen hierbei hauptsächlich in Betracht: Edelweiden, Glodenblumen, Lupinen, Robin, Rittersporn, Schleifenblume, Schöngesicht (Calliope), u. a.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 112.

Sonntag, 3. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(1. Fortsetzung.)

Daß Stefan Domscheid sich sehr für sie interessierte, war schon anderen Leuten aufgefallen, und durfte auch ihr kaum entgangen sein. Noch vor wenigen Tagen hatte er mit ihr eine Segelpartie gemacht, war aber über konventionelle Redensarten nicht hinausgekommen, obwohl er sich redliche Mühe mit ihr gegeben hatte, diesen ihm verhassten Weg der Langeweile zu verlassen. Jetzt sah sie wieder mit Brooks und diesem Glen zusammen, den er nicht ausstehen konnte, und schien sich glänzend zu unterhalten. Sicher fuhr sie morgen mit ihm auch nach Nizza. Er beschloß, Eliza zu beauftragen, aufzupassen, denn wie alle Verliebten war auch Stefan der Meinung, daß jedes Wort, das die Angebetete seines Herzens mit einem anderen wechselte, besondere Bedeutung haben müsse.

Wenn er die Gespräche vom Tisch im Nebenzimmer gehört hätte, wäre er rasch zur Überzeugung gekommen, daß es anderen Männern bei Gladys Turner nicht besser ging als ihm.

„Haben Sie sich nicht früher einmal für Fräulein Domscheid interessiert?“ fragte Gladys, während sie Glen den eben servierten Tee eingoß. — Der Afrikaner konnte das nicht ableugnen, aber er suchte der Sache eine harmlose Deutung zu geben. — „Ein kleiner Flirt, weiter nichts; längst vergessen und vergeben.“

„In Ihrer Nähe sind andere Frauen wirklich chancenlos,“ kam Brooks dem Freunde zu Hilfe.

Glen hütete sich wohl, den wahren Sachverhalt zu erzählen, denn schließlich ist es keine Schande, aber auch keine besondere Ehre für einen Mann, von einer Frau höflich aber entschieden abgewiesen zu werden. Besonders da Glen das bestimmte Gefühl nicht los wurde, daß Eliza ihn nicht ungern sah, daß sie aber ihrem Bruder zuliebe nein gesagt hatte. Stefan Domscheid konnte Glen nicht leiden, das wußte Stanley sehr genau und auch ihm war der temperamentvolle Deutsche nicht sympatisch, obwohl beide keinerlei Gründe für ihre Antipathie hätten angeben können. In Gesellschaft begegneten sie sich nach wie vor höflich, wenn auch zurückhaltend.

„Wer ist eigentlich dieser Tarafi?“ fragte Glen, um das Gespräch abzulenken.

Aber Gladys ließ nicht locker.

„Er wird Ihr Nachfolger bei Miß Domscheid sein,“ sagte sie und lachte.

„Und wird ebenso abbilden wie andere vor ihm,“ kam Brooks dem Freunde zuvor. „Sie machen es ja nicht anders, Gnädigste. Das scheint die Methode der jungen Mädchen und Frauen von heute zu sein. Zu unserer Zeit . . .“

„Was heißt das? Sind Sie schon ein so alter Mann?“

„Ich bin nicht alt, aber ich bin in einer anderen Zeit aufgewachsen. Damals machten es die Frauen den Männern nicht so schwer und dabei hatten die Männer nicht so viele Sorgen wie heute, politische Sorgen, pekuniäre und andere.“

„Und trotzdem sind Sie nicht verheiratet?“

„Ich wäre es, aber meine Braut starb kurz vor der Hochzeit — — —“

„Oh, verzeihen Sie.“ . . .

(Nachdruck verboten.)

„Das konnten Sie ja nicht wissen. Übrigens sprachen wir gerade von Tarafi. Ich finde ihn gar nicht so interessant wie andere. Vielleicht deshalb, weil ich mehrfach in Indien gewesen bin und weil dort die Radshahs und Maharadschahs in Scharen auftreten. Er ist hier ein Gast wie viele andere, und wenn er sich für eine Europäerin interessiert, dann ist das doch kein weltbewegendes Ereignis. Deshalb werden die beiden nicht gleich heiraten. Das würde Domscheid nicht zu geben.“

„Meinen Sie, daß er solchen Einfluß auf seine Schwester ausübt?“ „Sie kennen diesen Mann nicht“, sagte Brooks, „aber ich kenne ihn gut. Er ist geladen mit Energie und was er will, das setzt er durch. Nicht nur auf dem Tennisplatz, auch sonst im Leben.“

„Seine Schwester ist wohl pekuniär von ihm abhängig?“

„Ich bin über die finanziellen Angelegenheiten der Familie Domscheid nicht orientiert. Das würde ja auch bei Tarafi keine Rolle spielen, der sicher ein vermögender, wenn nicht sehr reicher Mann ist. Aber Fräulein Domscheid liebt ihren Bruder sehr und würde wohl kaum einen Mann gegen seinen Willen nehmen.“

„Dann tun Sie also doch den jungen Mädchen von heute Unrecht“, sagte Gladys.

„Im Gegenteil! Früher heirateten die Mädchen zwar oft den Mann, den ihnen die Eltern ausgesucht hatten, aber sie heirateten doch wenigstens. Heute wollen Sie sich selbst den Mann aussuchen, sie wissen alles besser und greifen noch häufiger daneben als früher. Sie warten zu lange, werden älter, vernünftiger, sammeln Erfahrungen und hören doch auf allerlei Einflüsterungen.“

„Manche Mädchen heiraten aber auch sehr früh.“

„Was nichts gegen meine Worte beweist, denn noch nie gab es so viele unglückliche Ehen wie in unserer gesegneten Zeit.“

„Mir will scheinen“, sagte Gladys, die dieses Gespräch sehr zu interessieren schien, „es gab zu allen Zeiten viel unglückliche Ehen, nur sprach man früher nicht so viel davon. Sie erzählen vorhin von Mr. Domscheid. Ich finde, er sieht gar nicht so energisch aus wie Sie ihn hinstellen.“

„Ja“, sagte Brooks, „er ist ein Blender, aber ein negativer, wenn man so sagen darf. Er ist immer lebenswürdig und bescheiden. Wenigstens scheint es so. Dabei hat er sein Ziel sehr genau im Auge.“

„Und was ist das für ein Ziel?“

„Die Weltmeisterschaft.“

„Sie meinen den Sieg in Wimbledon?“

„Natürlich. Deshalb hat er sich ja auch Bill Coot als Partner genommen, der auch, glaube ich, ganz unter seinem Einfluß steht.“

„Sie malen den guten Domscheid etwas grau in grau. Beinahe könnte man Angst vor ihm bekommen. Ganz so schlimm wird es wohl nicht sein.“

„Jedenfalls“, meinte Glen, „wird sich Tarafi die Zähne ausbeißen, wenn er sich mit ihm einläßt.“

„Spielt der Jnder auch Tennis?“

„Das nicht, aber Pöter. Außerdem hat er den jungen Chaima auf seine Kosten ausbilden lassen und

ich glaube, er möchte durch ihn die Weltmeisterschaft für seine Heimat erobern lassen."

"Und ich glaube," sagte Brooks, "wenn Domscheid mal eine Frau liebt und diese Frau haben will, dann wird er sie erobern und sei es gegen ihren Willen und gegen den Widerstand der ganzen Welt."

Als hätte Stefan geahnt, daß man von ihm gesprochen hatte, drehte er sich jetzt um und seine Blicke trafen Gladys Augen, die ihn beobachtete. Er nickte und hob sein Glas, indem er mit der linken Hand lächelnd darauf deutete wie zur Entschuldigung, daß sich nur Wasser darin befand. Gladys hob ihm den Sektsekel entgegen und nun blieb den Herren nichts anderes übrig, als sich gegenseitig zuzutrinken.

3.

Das Diner war beendet, die Gäste erhoben sich und die Kellner und Klubdiener stürzten sich mit Feuereifer in die Arbeit, um die Säle wieder in ihren normalen Zustand zu versetzen. Wer nicht zum Klub gehörte, blieb im großen Saal und den anschließenden Räumen, wo die Kapelle, die bisher Gesang, Salon- und Charakterstücke bevorzugt hatte, jetzt zum Tanz aufspielte. Die Klubmitglieder und dort eingeführten Gäste zogen sich in die eigentlichen Klubräume zurück. Hier waren die Herren ganz bedeutend in der Mehrzahl, es wurde daher viel gespielt, Poker, Bac, Skat, Whist, Bridge und Roulette, woran sich natürlich auch die Damen beteiligten. Der Klub war entzückend eingerichtet, sämtliche Räume um eine Diele gruppiert, in der ein riesenhaftes kaltes Buffet den weitgehendsten Ansprüchen verwöhntester Gemüter gerecht wurde. Auf der einen Seite lagen die Leserräume, eine große Bibliothek, ein Schach- und Billardzimmer mit mehreren Tischen, auf der anderen Seite lagen die Spielzimmer, in denen nicht laut gesprochen werden durfte. Schwere Vorhänge, die keinen Laut durchließen, schlossen die Fenster ab, die auf die große Glasterrasse führten, hinter der die Tennisplätze lagen.

Zwischen den beiden Abteilen der Zimmerfluchten befand sich verbindend das große Rauchzimmer mit einem Kamin und unendlich vielen tiefblau gepolsterten Sesseln rund um niedrige Tische. Hier hatten sich einige Herrschaften versammelt, die entweder nie oder selten spielten, und sich lieber bei gutem Kaffee, genügten Pfeifen, Zigarren und Zigaretten unterhielten. Man sprach über das alte und ewig neue Thema der Beziehungen zwischen Mann und Frau.

"Ich habe gefunden", sagte Rabinowitsch, der als Strafverteidiger manche großen Prozesse mitgemacht hatte, "daß Männer, wenn sie eine Frau lieben oder zu lieben glauben, vor nichts zurückschrecken, selbst vor Verbrechen nicht, und daß Leute, deren Lebenswandel bis dahin in geregelten und ruhigen Bahnen verlaufen war, von allen guten Geistern verlassen werden."

"Da haben Sie recht", sagte Freiherr von Wangelheim. "Ich könnte Ihnen da eine Geschichte erzählen, wenn ich nicht fürchtete, Sie zu langweilen."

"Aber nein!"

"Im Gegenteil!" "Erzählen Sie!"

Von allen Seiten drängte man ihn, und er ließ sich nicht lange auffordern.

"Ich kannte einen Mann, einen belgischen Baron, der Name tut nichts zur Sache, er ging ja seinerzeit durch die ganze ausländische Presse. Nennen wir ihn Moreau. Dieser Mann hatte in jungen Jahren eine ihm gleichalterige, sehr reiche Frau geheiratet und lebte mit ihr fast stets auf Reisen oder auf seinem wunderbaren Schloß bei Amap an der Maas. Als er einige 40 Jahre war, erkrankte die Frau plötzlich, und kein Arzt konnte ihr helfen, weil niemand wußte, woran sie litt. Sie hatte keine Schmerzen, fühlte sich nur matt und schwach, konnte bald nicht mehr gehen und mußte Monate hindurch das Bett hüten. Moreau war unglücklich und von rührender Sorgfalt, er reiste in ganz Europa umher, holte für viel Geld, das bei ihm ja keine Rolle spielte, die besten Ärzte aller Staaten herbei. Jeder verordnete etwas anderes, aber keiner konnte helfen. Die Frau siechte langsam dahin. Plötz-

lich änderte sich ihr Zustand. Eines Morgens erklärte sie, sie fühle sich erheblich wohler und wolle aufstehen. Natürlich war sie viel zu schwach, und der Hausarzt äußerte Fremden gegenüber, diese scheinbare Besserung sei nur ein leises Aufflackern des Lebenslichtes, ein Aufbäumen des Körpers gegen den bevorstehenden Tod."

"Das ist eine ganz alltägliche Erscheinung", warf einer der Umstehenden, die gespannt zuhörten, das zwischen.

"Ja natürlich. Hier aber sollte der Arzt sich täuschen. Baronin Moreau wurde tatsächlich gesund. Sie begann zu essen, bekam eine blühende Gesichtsfarbe, der Körper ward zusehends kräftiger. Bald stand sie auf, ging im Garten spazieren, nach Monaten fuhr das Ehepaar an die Riviera — hier habe ich die beiden übrigens kennengelernt — und nun standen alle Ärzte vor einem ebenso großen Rätsel wie vorher, oder vor einem noch größeren."

Seltamerweise hielt dieser Zustand nur ein halbes Jahr an, dann begann der Kräfteverfall mit rapider Schnelligkeit, und ehe Moreau neue Ärzte aus Berlin, Wien, Paris und London zur Stelle hatte, starb die Frau unter den Händen des Hausarztes, der sich nichts erklären konnte. Moreau selber, der sich beim Tode der über alles geliebten Frau wie ein Wahnsinniger gebärdete, bekam während der Beisetzung einen Ohnmachtsanfall und war wochenlang Gegenstand allgemeinen Mitleids. Als die Verwandten der Frau, anscheinend aus Erbchaftsgründen — denn Moreau war der Staatsanwaltschaft einreichten und Moreau des Giftmordes beschuldigten, erhob sich ein allgemeiner Entrüstungsturm. Die Behörde ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern, die Leiche wurde exhumiert, und man fand in dem Körper —"

"Gift!", riefen mehrere zugleich.

"Im Gegenteil: nichts! Man fand gar nichts, kein Gramm irgendeines Giftes, und Moreau stand rein und untadelig da. Und doch hatte er seine Frau auf eine ungemein raffinierte Weise ermordet."

"Aber wie denn?"

"Oh, wie spannend, mir gruselt schon."

"Weiter! Weiter!", drängten die Zuhörer.

Moreau war auf seinen vielen Reisen auch nach Indien gekommen und hatte dort einen Fakir kennen gelernt, der einige uns unbekannte Gifte besaß. Eins davon hatte die Eigenschaft, den Menschen körperlich zu schwächen, derart, daß er auf die Dauer ohne ein Gegengift nicht mehr leben konnte. Hatte man ihm einige Monate das eine Gift zugeföhrt beziehungsweise ins Essen gemischt, dann gab man ihm schwache Dosen des Gegengifts. Das hatte zur Folge, daß der Mensch auflebte, blühend und gesund wurde. Aber er konnte nun ohne dieses Gift nicht mehr existieren und mußte unweigerlich sterben, sobald man aufhörte, es ihm einzuföhren."

(Fortf. folgt.)

Maiensfreude.

Aus dem Altdutschen.

Von Walter Medauer.

Die liebe Maienzzeit

Mein ganzes Herz erfreut,

Wenn ich nur tu anschauen

Die Blümlein auf der Auen,

Und hör die Vöglein singen,

Wie es so lieb tut klingen.

Ein Musit wohlbestellt

Mir auch sehr wohl gefällt,

Das weßt die Freud im Herzen

Und sänftigt alle Schmerzen.

Drum laßt uns herzlich singen

Und eins einander bringen.

Des Mai Belustigung:

Lieb, Lieder und ein Trunk,

Das ist für alle Leut

Die beste Sommerszeit.

Den Ruckel hör ich schrein:

Kommt, laßt uns fröhlich sein!

Schollenfahrt.

Skizze von Otto Boris.

Der düstere Nordwest blies von der See. Im Memeler Ael stauten sich die Meereswogen. Im Innern Rußlands aber schmolz bereits der Schnee. Die Wasser ergossen sich in den Memelstrom, zerbrachen die morsche Eisdede und wälzten ein Chaos von Schollen und Lehmflut nordwärts. Aber auf dem Unterlaufe stand noch das Eis fest. Die Schollen häuften sich zu mächtigen Barrieren, an denen vorbei die gurgelnde Flut sich neue Bahnen suchte. Die Niederung verwandelte sich in einen See. Die toten Flußarme, Durchfluten und Durchflüsse wurden reißende Ströme. Aber immer noch stieg das Wasser, und der dicke Bierdehändler, der sich am neuen Markt in Tilsit festgesetzt hatte, plumpste nach Mitternacht beim Verlassen des Lokals bis über die Schafstiefel hinein.

Graugänse schrien hoch in den Lüften. Ein trüber Morgen kam. Heinis Weittus überfah vom Giebel Fenster der kleinen, Stumpfsäulen Fischerhütte kopfschüttelnd die weite Wasserwüste. In seinen runden Graugängen leuchtete es von Tüde. Jetzt dem Förster da drüben einen Streich spielen. Kein Mensch würde glauben, daß sich jemand über die empörte Memel gewagt habe. Die Schrotkornen auf dem Rücken brannten. Er hüpfte. Ein Korn steckte noch in der Lunge. Es stammte aus jener Zeit, da das nördliche Memelufer an Litauen abgetreten wurde. Damals hatten sich die Herren von der französischen Kommission den Sport geleistet, die dreißig an Litauen gefallenen Elche restlos abzuschleichen. Damals hatte sich Weittus mit ein paar Kollegen den Scherz erlaubt, Elche auf das blanke Saffeis herauszudrücken und dort mit der Pike absutun. Das Wildbret des Urhirsches schmeckte gar zu gut. Aber dabei sind sie dem Förster vor die Finte gelaufen. „Solch ein Hund.“

Plötzlich aucte Weittus zusammen. Auf dem künstlich aufgeschütteten Hügel, der den Leuten als Friedhof diente, bewegte sich ein dunkler Punkt hin und her. „Ein Salch (Elch), beim Himmel, ein Salch!“ In den Augen des ehemaligen Wilddiebes flackerte es wie in den Lichtern eines Raubtiers auf. Ehe seine Frau oder die Seinen ihn hindern konnten, befand er sich mit Pike, Donnerbüchse und Ruder im Boot.

Er mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht in die Strömung zu geraten. „Uih, uih, was die alles dahin schleppen!“ Entwurzelte Bäume drehten sich langsam, Heuhaufen streckten die holzbelegten Spitzen heraus, ein leerer Kahn, Jaunbretter, sogar ein Tisch trieben vorüber. „Uih, war das eine böse Drift dieses Jahr. Es würde wohl ohne Menschenleben nicht abgehen. Da kam auch schon eine Kuh. Nur der aufgedunsene Bauch und zwei starre Beine ragten aus der Flut.“

Weittus erschraf, denn auch ihn hätte die Strömung beinahe erfaßt. Er mußte hart kämpfen, um sich ins stillere Wasser zurückzuretten. Desto höher stieg das Verlangen nach dem Salch. Allein das Fell brachte über 60 Mark.

Auf dem kleinen, platten Hügel trat der Elch unruhig zwischen den Gräbern umher. In dunkler Nacht hatte er sich schwimmend hierher gerettet. Jetzt wartete er mit der seiner Rasse eignen Geduld auf irgend einen Glücksstand. Er hob den Windfang gegen den Sturm. Er starrte mit bösen Augen in die Flut. Sie fleg noch immer. Da schüttelte er den schwarzen Zottelbart und sträubte unwillig die sture Mähne. Plötzlich hob er den Kopf: Menschenmitterung. Ein Boot näherte sich langsam seinem Standort. Der alte Rede schlug mit den Vorderläufen dröhnend den Boden. Wollten diese Zweibeiner ihm nicht einmal diesen letzten Zufluchtsort gönnen? Er sah sich um. Jenseits der Memel ragte der Damm aus dem Wasser, den Rehe und Sauen zu benutzen pflegten, um auf die höher gelegenen Stellen des Moosbruches zu flüchten. Auf dem Flußbett selbst stand noch das Eis. Eine hohe Barriere zog sich darüber hin. Ob man versuchte, sie zu erreichen?

Unschlüssig trottete er hin und her. Inzwischen näherte sich das Boot mehr und mehr. Der Mensch da drinnen hob etwas ans Gesicht. Der Alte kannte diesen Rüssel, aus dem Feuer und Donner zu fahren pflegten. Unversichtlich warf er sich mit grimmigem Anrörlaut ins Wasser. Doch da krachte es auch schon. Er spürte einen heftigen Schmerz in der Schulter. Dann griff er mit seinen Läufen kräftig aus: er schwamm um sein Leben.

Weittus sah, wie sich das Wasser am Hirsch rötete. Er wurde vom Jagdlieber erfaßt: „Getroffen!“ jubelte er laut. Jetzt hieß es aufpassen, denn er näherte sich der Strömung. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn. Die Brust keuchte; immer wieder entriß ihm die Wasser die Führung, drehten das Boot herum, wirbelten es um seine Achse und versuchten es mitzunehmen. Noch kam Weittus dem wunden Wild näher. Das feuerte mit sicherem Instinkt auf das Flußbett zu, wo sich die Eisbarriere türmte, hinter der sich

ruhiges Wasser befand. In weit über hundert Meter Breite stand hier das Eisfeld. Es reichte fast bis nach den Dämmen im Preußenlande. Gelang es hier den Elch zu fassen, dann konnte Weittus mit der Beute im Schlepp sich von der Strömung fort in ruhigeres Wasser treiben lassen, von wo aus er auf Umwegen seine Hütte erreichen konnte. Wenn nur die Barriere so lange hielt.

Da, der Elch hatte schon festen Grund unter den Füßen. Weittus durchaukte ein Schred: Wenn er entrann? Er arbeitete wie rasend. Der Elch stand wie Bronze. Warum entfloß er nicht?

Da schrie Weittus auf. Ein Krachen, Knirschen, Splittern. Die Barriere hielt nicht. Schollen hoben und senkten sich, brachen, fielen plätschernd ins Wasser. Das ganze Eisfeld kam in Bewegung. Bis weit nach dem Damm dröhte, knallte und polterte es. „Gott steh' mir bei!“ stöhnte Weittus. Er stieß, rang mit Wasser und Eis; es war zu spät. Aufbrüllend riß der Strom ihn mit sich fort. Banaputis, der rassende Bogensatt, hielt sein Opfer umklammert. Das Boot ersitterte unter den Stößen der Schollen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte Weittus in das Chaos. Immer schneller ging die Fahrt dem Damm zu.

„Ich will auch dem Förster vergeben, ich werde einen Taler auf den Altar legen, ich will nicht mehr fluchen und mein Weib schlagen“, bettelte Weittus. Die Stimme versagte ihm. Krachen, Knirschen. Zwei Eisschollen hatten das Boot eingeklemmt. Langsam schob sich die eine durch die Wanten. Weittus starrte auf sie wie auf ein Ungeheuer. Das Boot saute ab. Bald stand er allein auf einer mächtigen Scholle und trieb in rasender Eile dahin. Einen irren, verzweiferten Blick warf er suchend umher. Ein Freudenschnell entrang sich seiner Kehle. Die Fahrt wurde langsamer, die Strömung war überquert, die Scholle wurde nach dem jenseitigen Damm abgedrängt. Weittus nahm die Mühe zwischen die Hände.

Da sprudelte und schnaute es hinter ihm. Ein zottiges, härtiges Haupt hob sich aus dem Wasser. Lüchlich funkelten ihn kleine, dunkle Augen an. Der Elch! Wie ein Rasender warf Weittus sich auf ihn und versuchte ihn zurückzustößen. Die Scholle kreiste, bewegte sich, geriet unter Wasser und barst.

Mit gurgelnden Lauten verschwand Weittus in der Flut. — — —

Lange noch ragte der zottige Kopf des Elches aus dem Wasser. Dann verschwand auch er. Der Schuß hatte die Kraft des urigen Tieres gebrochen.

Laut heulte der Nordwest. Graugänse und Wildschwäne schrien, Möwen kreischten, und weit, fern im Damm trieben die Splitter eines Bootes.

König Ibn Saud tanzt mit seiner Leibwache.

Der letzte Tag des mohammedanischen Fastenmonates, des Ramaban, fiel in diesem Jahre auf unsern Aschermittwoch, und der Beginn des Beiram-Festes, das die Frühlingszeit einleitet, wurde wie gewöhnlich in der heiligen Stadt Mekka besonders feierlich begangen. In dem riesigen Hof, der die Große Moschee mit dem Grabe des Propheten umschließt, hatte sich eine Schar von etwa 50 000 Andächtigen in prächtiger Kleidung versammelt, und unter ihnen befand sich der König des Hedschas, Ibn Saud, der von zahlreichen Mitgliedern seiner Familie und seines Hofes sowie von seiner ganzen Leibwache begleitet war. Die stolzen Krieger von Nedshi, der Heimat der Mahabiten, an deren Spitze der „Napoleon des Orients“ sich zum Beherrscher ganz Arabiens aufgeschwungen hat, bildeten eine besonders mächtige Gruppe in diesem prächtigen Schauspiel, und sie krönten ihre Anwesenheit durch die Vorführung ihres nationalen Kriegerstanzes, der bisher noch nie in den heiligen Mauern von Mekka aufgeführt worden war. Diese einzigartige Zeremonie wird von dem englischen Reisenden St. J. Philby, der durch seine grundlegenden Werke über das moderne Arabien bekannt geworden ist, in einem Aufsatz der „Times“ geschildert. Philby nahm an dem Beiram-Fest in Mekka teil und schildert das bunte Leben und Treiben an den vier Festtagen, an denen sich die Bevölkerung nach der langen Fastenzeit an Speise und Trank gütlich tut und gegenseitige Besuche abstattet. Burschen und Mädchen ziehen in ihren besten Kleidern durch die Straßen und zeigen vor den Toren der Paläste ihre Volkstänze. So erschienen sie auch in großer Anzahl vor dem Palast des Königs, der von einem Genier aus diesen ziemlich eintönigen Vorführungen zusah. Die Palastwachen äußerten sich ziemlich geringschätzig über diese volkstümlichen Reigen und baten laut um die Erlaubnis, etwas Besseres zeigen zu dürfen. Die Söhne des Königs unterstützten ihr Begehren, und so gestattete Ibn Saud, daß

Die Männer von Kedsch das Volk von Mekka mit ihrem Kriegerstanz, den sie seit 15 Jahren andauernder Kämpfe nicht mehr aufgeführt hatten, erfreuen sollten. Auf die Kunde von diesem Schauspiel versammelte sich eine ungeheure Menge von Zuschauern um den riesigen Platz vor dem Palast, jedes Gebäude rings herum war mit Neugierigen besetzt, und der kegelförmige Hügel, der dem Palast gegenüberliegt, war von Menschen bis zum Gipfel dicht besetzt. Vor dem Tor selbst stand der König, von seinen Ministern und Würdenträgern umgeben. „Der Platz als ob einem weiten Wohnfeld“, schreibt Whitby, „denn in der Sonne leuchteten die roten Kopftücher der Männer von Kedsch, deren etwa 4000 versammelt waren. Regiment um Regiment marschierten sie in ihrer Kriegsausrüstung vor dem König auf, um nach den langen Jahren des blutigen Kriegsbandwerkes sich unnehr an dem Kriegerstanz ihrer Ahnen zu begeistern. Dumpf dröhnten die Trommeln und Tamburine, und feierlich führten die Krieger ihre Tanzbewegung aus, zwei Schritte vorwärts und zwei rückwärts, immer in demselben Rhythmus, wobei die lebhafteste Bewegung nur durch das Schwingen der Köpfe und Leiber und durch das Emporstreten der Flinten, Revolver und Gewehre hervorgerufen wurde. Am meisten bewundert wurde die Leibgarde, geführt von den Söhnen und Neffen des Königs, die sich im wilden Tummel herumdrehten, bis der Schweiß von ihren Stirnen strömte. Es war eine seltsame Szene, in der die große Vergangenheit Arabiens zu neuem Leben erwachte. Da plötzlich erhielt sie noch einen unerwarteten Höhepunkt. Der König warf seinen Mantel ab, ergriff das nächste Schwert, das er zu packen bekam und stürzte sich in den Kreis der Tanzenden. Wie ein Riese ragte er unter den Männern hervor. Man konnte die Erregung spüren, die wie ein Sturmwind durch die Reihen lief. Der Kreis schloß sich eng, tausende von blühenden Schwertern stiegen in den Himmel, und hinter diesem Vorhang blühenden Stahls vollführte der Herrscher den alten Kriegerstanz, sich drehend und schwingend, das Schwert immer wieder emporstehend. Es war ein lebendiges Gemälde jenes kriegerischen Geistes, dem er seine Siege und sein Reich verdankte. Die Mauer von Stahl bewegte sich immer wieder im Kreis um den Mann, der in der Stunde der Not Arabien erstanden war und nun den endgültigen Sieg in der Mitte seiner Krieger nach der Weise der Väter feierte...

Banknoten.

Eine ganz verflixte Geschichte.
Von Joachim Rügheimer.

Der Mann, den Jimmy verfolgte, hatte in einer der kleinen, abstrusen Wechselstuben der Down Town drei Pakete Dollarnoten bekommen. Jimmy fand, daß die Leute manchmal verdammt leichtsinnig sind. Er setzte sich neben den Mann in die Subway und betrachtete wohlwollend die kleine Erhöhung in dessen Brusttasche, dort wo sich die Banknoten in scharfen Konturen auf dem Rock abhoben. An der 130. Straße stieg der Mann aus und Jimmy folgte ihm in gehörigem Abstand. Sie gingen nach der Ostseite herüber, und Jimmy nickte erfreut, als der Mann Riene machte, in den Zentralspark einzubiegen. An einem lauschigen Platz neben einem künstlichen See stellte Jimmy sein Opfer. „Hands up“, murmelte er und hielt dem Gentleman seine verkehrte Tabakspfeife unter die Nase.

Der Mann bekam einen Totenschreck und Jimmy hatte die Oberhand. „Geben Sie Ihr Geld her“, sagte er und wackelte bedenklich mit der Tabakspfeife. Im Halbbundel der Dämmernung mußte sie der Andere unbedingt für einen Revolver halten.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Ein Polizeiman schon gar nicht. Da griff der Mann zögernd in die Tasche und holte ein Paket Banknoten heraus.

„Geben Sie es dort auf die Bank“, kommandierte Jimmy. „Und den Rest gleich dazu. Es waren drei Pakete, wenn ich mich recht erinnere!“ Der Mann sah Jimmy an, dann fiel sein Blick auf dessen „Revolver“ und er legte schweigend den Rest des Geldes dazu.

„Alright“, sagte Jimmy und nickte. „Machen Sie, daß Sie weiterkommen.“

Der Gentleman warf einen traurigen Blick auf sein schönes Geld, bestreute sich dann um und lief, was hatte, was konnte in der Richtung der 5. Avenue davon. Jimmy steckte seine Tabakspfeife in die Tasche, nahm die drei Pakete mit den Banknoten und ging vergnügt pfeifend nach der andern Seite.

An der 56. Straße fiel es Jimmy ein, daß man nach dieser Arbeit eigentlich einen Schnaps trinken müsse. Er klopfte an die geheimnisvolle Tür eines Speakeasy, das dort in der Nähe war und wurde eingelassen. Es gab dort sabelhaften Whisky,

der so gut war, daß nicht einmal die Polizei gegen die Bar einschritt. Trotz der Prohibition.

Jimmy nahm fünf Whisky und klopfte dann auf den Tisch. Er war der einzige Gast der Geheimstube und der Wixer lachte sofort. „Fünfundzwanzig Dollars, Sir.“

Jimmy zahlte mit einer der Hundertdollarnoten aus den drei Paketen. Der Wixer nahm die Note, zählte das Wechselgeld. „Gallo ...“ sagte er plötzlich und hielt den Schein gegen das Licht. „Die Banknote ist falsch!“

„Ausgeschlossen“, antwortete Jimmy und holte eine andere heraus. Auch die war falsch. Schließlich durchsuchten sie die ganzen drei Pakete. Alle Noten waren falsch.

„Sie Bandit!“ schrie der Wixer „Die Polizei mußte man holen!“ aber Jimmy war mit einem kühnen Satz unter Zurücklassung des Falschgeldes aus der Bar entwischt. „Die Polizei die fahle ihm jetzt gerade noch!“

Als er am Sperrturm der Subway sein Fahrgehalt bezahlen wollte, sah er plötzlich, daß er in der Tasche noch eine der Hundertdollarnoten hatte. Sie mußte aus dem Paket herausgefallen sein. Er begann, sich über sein Pech zu ärgern dieser Kerl, der Wixer, der drehte jetzt seinen Gästen die falschen Noten an, wenn sie betrunken waren. Und das ist in einem trockenen Land leicht der Fall.

Das mußte man ihm gehörig versalzen. Jimmy bekam eine Idee und piffte durch die Zähne. Er machte feht und rannte auf die nächste Polizeistation.

„Konstabler“, sagte er und gab ihm die falsche Hundertdollarnote. „Konstabler das ist falsches Geld. Ich habe es in der 56. Straße bekommen. Bei einem Wixer ... und der Kerl hat drei Pakete davon!“

Der Polizist nahm die Note und hielt sie gegen ein Licht. Dann schüttelte er den Kopf. „Die Note ist nicht falsch, Gentleman“, sagte er. „Wünschte, ich hätte einen ganzen Sad davon“, und gab Jimmy die Banknote zurück.

Der stand einen Augenblick wie vor den Kopf geschlagen, dann raste er ohne ein Wort aus der Polizeiwache. Mit einem Taxi fuhr er zur Bar nach der 56. Straße. Dem Kerl wollte er es ordentlich eintränken, ihn so zu betrügen

Aber die Bar war geschlossen. Der Wixer hatte vor zehn Minuten seine Arbeit gekündigt.

Wußten Sie das schon?

Wenn die Trockenlegung des Zunder-Sees beendet sein wird, hat Holland seinem Gebiet eine Fläche von 550 000 Morgen hinzugefügt.

Wenn man die Verbrechen des letzten Jahres den vor dem Krieg begangenen gegenüberstellt, zeigt sich, daß zum Beispiel Diebstahl- und Urkundenfälschungen sowie Wohnung- und Ladeneinbrüche die größte Vermehrung erfahren haben.

In Bremerhaven wird zurzeit eine Schleuse gebaut, die an Größe die Riesenschleusen des Panamakanals übertrifft und also eine der größten Schleusen der Welt sein wird. Um die mächtigen Betonmassen zu tragen, sind 25 000 Pfeiler von je 26 Meter Länge eingerammt, also ein ganzer Wald von Säulen. Den Berechnungen nach wird die ganze Anlage im nächsten Jahr fertig sein.

Die Sperlinge, die auf den Wunsch ehemaliger Auswanderer mit vieler Mühe in Amerika eingeführt wurden, drohen jetzt eine ernste Gefahr für gewisse Bezirke zu werden, da sie ungeheure Mengen Obst, besonders Pflaumen und Weintrauben, vernichten.

Milwaukee, das ehemals berühmt war als bedeutendstes Bierbrauzentrum Amerikas, erhebt jetzt den Anspruch, die größte Schule der Welt zu besitzen. Es handelt sich um ein sechsstöckiges Gebäude, das 12 000 Tagesschüler und 9000 Abendkinder hat. Diese Schule hat ihre eigene Bäckerei, ein Friseurgeschäft, eigene elektrische Anlage, eigene Druckerlei usw. und beschäftigt 237 Lehrer.

An den Küsten Grönlands werden große Mengen Treibholz aus Sibirien angetrieben, während man an der Küste von Alaska Kämpferbäume aus Japan gehunden hat, die also durch den ganzen Stillen Ozean geschwommen sind.

Die älteste bekannte Petroleumquelle befindet sich auf einer der Ionischen Inseln (auf Zante). Sie wird schon von Herodot erwähnt, der im Jahre 484 v. Chr. geboren wurde. Man schätzt ihr Alter auf mindestens 3000 Jahre.